

## ***St. Franziskus und das Abendland.***

### **Abendländische Sendung 1946 und 2013**

von Michael Rieger

Am 13. März 2013 wurde Jorge Maria Bergoglio, der Kardinal von Buenos Aires, zum Papst der römisch-katholischen Kirche gewählt. Er gab sich selbst den Namen Franziskus – und stellte sich damit bewusst in die Nachfolge des Heiligen Franz von Assisi oder eben auch Franziskus von Assisi aus dem 12. Jahrhundert, der den Orden der Franziskaner und dessen weibliches Pendant, die Klarissen, begründet hatte.

Warum nun wählte Bergoglio im März 2013, also rund 800 Jahre nach dem Tod von Franz von Assisi, diesen Namen für sich und sein Pontifikat?

Dazu ein ganz kurzer Blick auf den ersten Franz oder Franziskus. Sein Glaubens- und Lebensprinzip lässt sich mit dem Begriff der *Imitatio Christi* umschreiben, der bewussten Nachfolge und Nachahmung des Lebens von Jesus Christus, wie es durch die Evangelisten überliefert wurde. Gemeint ist damit zunächst einmal ein radikaler Verzicht auf alle Äußerlichkeit, eine betonte Einfachheit und Bescheidenheit als Prinzip. Seine Anhänger bildeten entsprechend einen Bettelorden, einen der vielen Reform-Orden im hohen Mittelalter.

Damit ist schon einiges gesagt, nun im Blick auf Bergoglio bzw. den Papst Franziskus. Und eine seiner ersten programmatischen Äußerungen lautete denn auch, wie vielfach nachzulesen war: „Ich möchte eine arme Kirche und eine Kirche für die Armen.“

Das heißt, die franziskanischen Prinzipien der Selbstbescheidung, des Verzichts auf Pomp und Glanz und Gloria, die Konzentration auf die *Imitatio Christi* werden hier auf die Formel einer „armen Kirche“ gebracht, die zudem noch eine „Kirche für die Armen“ sein soll – jenseits der äußerlichen Macht, jenseits der Mode und des Zeitgeistes, jenseits endloser Debatten soll wieder an den eigentlichen Kern des Christentums und die Botschaft von Jesus Christus erinnert werden.

Und dies, wie gesagt, im Jahr 2013. Man könnte nun sagen: so beeindruckend und so sympathisch diese Botschaft des neuen Papstes auch ist, sie kommt (vielleicht?) exakt 67 Jahre zu spät.

67 Jahre zurückgerechnet, befinden wir uns nun wieder im Jahr 1946, man muss sagen: in der Trümmerlandschaft von 1946, im Moment, in dem endlich wieder Frieden herrscht in Europa, das aber weitgehend zerstört ist und nicht mehr viel zu tun hat mit dem alten Europa der Jahrhunderte davor. In diesem Jahr 1946 veröffentlichte Reinhold Schneider einen Text mit dem Titel *St. Franziskus und das Abendland*. Auf Schneiders Bedeutung im Rahmen der Inneren Emigration, als katholische Stimme im Widerstand gegen den Nationalsozialismus und auf seine Kritik an der Judenverfolgung (*Las Casas vor Karl V.*) sei an dieser Stelle nur stichwortartig hingewiesen.

Und Schneider ist 1946 ein physisch angeschlagener Schriftsteller, allerdings mit ungebrochener Produktivität: In diesem Jahr schreibt er also einen kurzen Text *St.*

*Franziskus und das Abendland*, der mit folgenden Worten beginnt: „Über den Trümmerfeldern des Krieges erscheint die Hoffnung auf das Abendland.“

Ein Satz, der auch von Gerhard Kroll (*Grundlagen abendländischer Erneuerung*) stammen könnte oder von einem anderen Autor aus dem Umfeld der Abendländischen Akademie oder auch von einem sozialdemokratischen Katholiken wie Walter Dirks. Aber was nun an geistiger Konstruktion folgt, erreicht doch einen Grad an Tiefe, den die eben genannten Namen kaum ermessen haben.

Reinhold Schneider geht von folgender Situation aus – und es klingt eher nach Wolfgang Borchert: „Allenthalben sind die Mauern gefallen; als Bettler befreien sich die Überlebenden aus den Kellern. Nachts hören wir den ruhelosen Schritt der Heimatlosen. Und wieder und wieder geschah es und geschieht es noch, dass Erben und Nachfahren, deren Gut eben noch verschont wurde, sich der Schar der Wandernden anschließen müssen und, als Bettler unter Bettlern, in ihr untergehn.“

Als Bettler unter Bettlern – ich komme noch darauf zurück.

Und weiter geht die Beschreibung der Trümmer und des Zusammenbruchs: eben haben die Menschen noch in ihrer Stube gesessen und im nächsten Moment werden sie fortgerissen, vertrieben, oder sie enden verbrannt in den Kellern, wenn die Bomben fallen, oder sie sind in den Kerkern zu Tode gefoltert worden oder auf den Schlachtfeldern liegen geblieben. Mit diesen Bildern beschreibt Reinhold Schneider die Gegenwart des Jahres 1945/46. Und wir hören auch sofort, dass hier jemand über die Menschen schreibt, nicht über politische Konzepte, über vermeintliche Werte, über Begriffe – Schneider macht das Leiden der Menschen, wie er es vor Augen hat, ganz konkret zum Ausgangspunkt seines Textes. „Die Erde ist misshandelt, der Mensch entwürdigt worden, wie noch niemals zuvor.“

Von diesen sehr starken Bildern ausgehend stellt er nun fest, dass sich aus den Trümmern die Sehnsucht nach dem Abendland ergibt, oder genauer gesagt: die Hoffnung auf das Abendland. Aber sofort präzisiert er, dass der Terminus Abendland alles und nichts heißen kann, dass er im Prinzip ein „unbestimmter“, schöngeistiger Terminus der Kulturwissenschaftler ist, den man beliebig hin- und herwenden kann: „Wir möchten hier das einfache Bekenntnis ablegen, dass uns das Wort Abendland als Losung in diesem furchtbarsten Sturme nicht genügt.“

Denn – dieser Sturm, diese Katastrophe, das Heer der Ermordeten, das Heer der Bettler verlangen nicht nach einem unbestimmten Diskurs oder schöngeistiger Politur: die Zeit verlangt nach einer eindeutigen Wirklichkeit: „Nicht das ‚Abendland‘ als Kulturgebiet ist der Boden, der uns tragen wird; tragen wird uns aber abendländisches Christentum“, so Schneider.

Damit ist der erste Gedanke von Schneider zusammengefasst – aber auch andere Stimmen, die uns dann bei der Abendländischen Akademie wiederbegegnen werden, sprachen ebenfalls sehr viel über das abendländische Christentum, über dessen Werte, über die notwendige Rechristianisierung. Schneiders Folgerungen gehen aber in eine ganz und gar andere Richtung – und zwar unter Bezug auf Franz von Assisi:

„Und so meinen wir: die Welt hat jetzt erst die Stelle erreicht, wo sie dem Armen von Assisi nicht mehr ausweichen kann. Er könnte jetzt auf eine Weise verstanden werden, wie er noch nicht verstanden worden ist.“ Mit anderen Worten: die Welt ist so tief gesunken in den Schmutz, sie ist so sehr herabgesunken und alle Menschen erscheinen, ich hatte eben darauf hingewiesen, nur noch als Bettler unter Bettlern, dass jetzt der historische Moment gekommen ist, in dem die Lehre und die Forderung des Franz von Assisi eine Antwort auf die Not der Zeit darstellen könnte.

Was aber heißt das nun genau? Was genau hat Schneider im Sinn, wenn er die Lehre des Franz von Assisi nun als Lehre der Gegenwart empfiehlt? „... die Forderung, die (Franziskus) an uns stellt, hat etwas Schreckliches. Aber dies ist ... die Schrecklichkeit des Evangeliums.“

Die Schrecklichkeit des Evangeliums: das vermeintlich Bekannte, Banale, das doch tausendmal Heruntergebetete und doch nie Gehörte, eben die Forderung des Evangeliums oder des Franziskus, sie erweist sich als *schrecklich* – weil Schneider sie nun jeder Banalität entkleidet und bis zum Grunde der gesamten Problematik zu Ende denkt.

Denn „was ist wohl schrecklicher für uns... als die Wahrheit und ihr Vollzug, als die Verpflichtung, die Wahrhaftigkeit Jesu Christi zu leben in unserem Leben; als die letzte Folgerichtigkeit in der Annahme des *Folget mir nach?*“, fragt Schneider.

Es ist überdeutlich: hier wird kein christlicher Zuckerguss über die Wunden des Jahres 1945 gegossen, Schneider argumentiert auch überhaupt nicht begrifflich im Sinne einer Moral oder einer politischen Ordnung, er stellt angesichts der Katastrophe fest, dass die Geschichte an einem Punkt angekommen ist, an dem die Imitatio Christi, also die „Verpflichtung, die Wahrhaftigkeit der Lehre von Jesus“ in unserem Leben zu leben, eigentlich unausweichlich ist – dass es sich hierbei aber nicht um einen netten bunten Kirchentag oder um einen Sonntagsbesuch in der Kirche handelt – stattdessen spricht Schneider von einem harten und strengen Weg. Ein Weg aber, der die Scheinwelten hinter sich lässt, die Lebenslügen und die Illusionen. So wie die Blumen aus dem Grab des Franziskus herauswachsen und wieder blühen, so kann auch wieder Schönheit entstehen – aber wahre Schönheit kenne nur, wer auch den Tod kennengelernt habe. Und dazu war ja während des Zweiten Weltkriegs doch reichlich Gelegenheit.

Dann folgt ein programmatischer Satz: weil Franziskus der Lebensführung und der Lehre von Jesus Christus am nächsten gekommen sei, ist Franziskus „der abendländische Christ, die lebendige, gestalthaft-verpflichtende Antwort auf die Frage nach dem Wesen des abendländischen Christentums.“ Abendland heißt Christentum und Christentum heißt Franziskus.

Da sind wir nun – jenseits aller politischen Erwägungen und Projektionen – einem Begriff des Abendlandes auf der Spur, der beides ist: er ist zutiefst christlich und er ist überaus logisch entwickelt worden. In diesem Sinn spricht Schneider auch von der „konkreten Gestalt des abendländischen Christentums, nach der Haltung, die es befähigt und ermutigt, mitten in die Zeit zu gehen“. In der Imitatio Christi wurde Franziskus zum Inbegriff des abendländischen Christentums: Franziskus ist Abendland, und Abendland, das ist Franziskus. Und zwar im Jahr 1946. Oder anders: angesichts der Armeen von Bettlern, die nach zwölf Jahren

Nationalsozialismus, nach Vernichtungskrieg, Feuersturm und Vertreibung das Land bevölkern, nach zwölf Jahren zutiefst antichristlicher und bis zur fast völligen Vernichtung gehender antijüdischer Politik bedeutet „Abendland“ Imitatio Christi, ernst genommen bis zur äußersten Konsequenz, nicht als Sonntagsrede, sondern in aller Härte. Oder wie er es zuvor sagte: in aller Schrecklichkeit dessen, was das Evangelium den Menschen tatsächlich abverlangt, jenseits von Bequemlichkeit, Kompromissen, Halbwahrheiten.

So weit, so gut. Aber wenn wir Schneiders Argumentation folgen, wird man auch an andere Heilige denken. Oder können denn nicht, ich greife jetzt einfach einmal mehrere berühmte Namen heraus, Ignatius von Loyola oder Johannes Chrysostomos oder Bernard von Clairvaux, Hildegard von Bingen, Elisabeth von Thüringen – können sie denn nicht ebenfalls und gleichermaßen als Vorbilder dienen, als Inbegriff abendländischer Christenheit? Allesamt Heilige, allesamt Namen, die an besondere Leistungen erinnern, an eine besondere Spiritualität und – mehr oder weniger ja auch – an die jeweilige Imitatio Christi.

Dem würde Schneider sicherlich zustimmen, aber er würde auch abwägend sagen: Nein, ganz so ist es eben nicht, denn es ist nun einmal Franz von Assisi, der für die Imitatio Christi *im historischen Moment einer epochalen Wende* steht.

Dazu muss ich jetzt etwas ausholen, denn Schneider deutet es in seinem Text zwar an, führt den Gedanken aber nicht aus; das tut er erst später in seinem Theaterstück *Innozenz und Franziskus* von 1952.

Franz von Assisi steht in der Tradition der *imitatio vitae pauperis christi*, also der Nachahmung des der Armut geweihten Lebens, und darin hat er auch das Leiden Christi zu seinem eigenen gemacht. Er hat auf sein väterliches Erbe verzichtet, hat Aussätzige behandelt und erkrankte schließlich auf dem Weg im fünften Kreuzzug, genauer gesagt im Kreuzzug nach Damiette in Ägypten (1219) an Malaria. Er sah und fühlte sich mit der gesamten Welt in direkter Verbindung, mit allen Geschöpfen und der gesamten Natur – berühmt geworden sind die Vogelpredigt oder der Sonnengesang. Weil Gott alles gehört, muss der Mensch alles an Gott zurückgeben. So ließe sich sein Grundsatz auf eine Formel bringen (vgl. Justin Lang: Franziskus, Lexikon für Theologie und Kirche, Band 4, S 46).

Damit setzte er sich aber auch – ob er nun wollte oder nicht – in einen relativen Gegensatz zur Kirche, zum Papsttum der damaligen Zeit. Wie schon zuvor, war auch die Kirche unter Innozenz III. von Nepotismus und strategischen Überlegungen geprägt, sie war wie eh und je verwickelt in die Machtkämpfe zwischen Kaiser und Papst – wobei es immer auch um Ländereien, also um Steuern und Einnahmen ging, auch und nicht zuletzt um den Machtanspruch, den Kaiser bestimmen und krönen zu können.

Diese weltliche Seite der Kirche hat um 1200 herum viele Reformbewegungen erzeugt: ich nenne die Katharer oder die Waldenser. Aber im Unterschied zu diesen radikalen Reformbewegungen haben die Franziskaner niemals die Hierarchie der Kirche und die Institution, ihre Autorität in Frage gestellt – für Franziskus war die Kirche Ausdruck der göttlichen Offenbarung, sie war folgerichtig „Heilige Kirche“. Franziskus wollte die Kirche stärken, wollte sie bestärken, den Glauben zu leben. Die geschichtliche Wende, von der Schneider spricht, ist also nicht, wie bei den

Katharern, mit einem Kampf verbunden, mit Scheiterhaufen und Häresie. Die Franziskaner haben die Kirche auf eine ganz andere Art und Weise reformiert, indem sie die Kirche an ihre eigenen, heiligen Wurzeln erinnerten, im Sinn einer spirituellen Neuorientierung der Kirche, ganz im Zeichen des Lebens Jesu oder anders: im Zeichen der Passionsgeschichte Jesu Christi.

Insofern muss man wohl doch sagen, dass es sich um eine implizite Kritik an der Macht der Papstkirche und am Reichtum der Kirche, auch am Pomp des Kaisertums dieser Zeit handelte. Die Franziskaner argumentierten aber nicht revolutionär, sondern sie definierten sich als fromm, apostolisch, asketisch, mönchisch: sie erneuerten den Glauben, weil sie sich und alle anderen Menschen – worauf ja Reinhold Schneider so deutlich hinweist – als Bettler sahen.

Und ganz real sind die Menschen nun auch wieder Bettler, jetzt in den Jahren 1945/46. Und auch das ist ein Zeitraum einer ungeheuren historischen Wende, auch diese Wende ist aufs Genaueste eine Passionsgeschichte wie jene von Jesus Christus: wie man ihn angespuckt, geschlagen und getreten hat, ihn blutig gepeitscht hat, wie man ihm Dornen in den Kopf gestochen hat, wie man ihm Nägel durch die Handgelenke gehämmert hat – ganz so hat man Carl von Ossietzky gedemütigt, ganz so wurden Jean Améry die Schultern ausgerenkt, wurde Edith Stein vergast, ganz so wurden Millionen von Menschen gequält, erniedrigt, vertrieben, ermordet, gekreuzigt. Und weil niemand diese Dimension des Leidens und der Annahme dieses Kreuzes so wahrhaftig gelebt habe wie Franz von Assisi, könne er am besten als Vorbild dienen, für diese Zeit, in diesem Epochenbruch.

So der Gedankengang von Schneider. Und weiter: Franziskus „hat an furchtbar gefährlicher Wegbiegung der abendländischen Geschichte, im klaren, gnadenhaften Bewusstsein der geschichtlichen Stunde, das Evangelium ergriffen und gelebt und ist dadurch zum Retter geworden“. Schneider nennt dies „das wesentlich Abendländische“ – dass Franziskus das Leben Jesu in die Geschichte hineingetragen hat, um diese Welt und Zeit zu retten, bevor das Gericht der Welt beginnt. Weiter: „Dieser Entschluss, sich in den Strom der Zeit zu stellen, die Zeitlichkeit zu erfahren und in die Ewigkeit zu wenden; dieser Mut, mit der Geschichte zu ringen, erscheint uns als ein wesentlicher franziskanischer, abendländischer Zug.“

Schneider bezieht nun diesen abendländischen Grundgedanken auf 1945/46: „Und wenn wir nun meinen, dass die Stunde des Heiligen wieder gekommen sei und vielleicht jetzt in einem noch höheren, eigentlicheren Sinne als damals (vor 700 Jahren): so ist es darum, weil das Reich der Armut gekommen ist, das auch das Reich Jesu Christi ist und das Reich dessen Herold Franziskus war.“

Das Reich der Armut ist da, es ist das Reich der Bettler – und das ist auch das Reich von Jesus Christus. Schneider bringt es auf den Punkt: Es ist die „Stunde des Heiligen von Assisi“.

Dies alles zusammengesehen, bedeutet: Es geht in dieser geschichtlichen Stunde 1945 darum, diesen Kerngedanken des Abendlandes voll zu erfassen und gegen neue Ideologien, gegen neue „falsche Propheten“ zu verteidigen. Schneider mahnt: „Die Wege sind bereitet, die Steige geebnet. Wehe uns, wenn sie nicht von Dem besritten werden, für den sie offenbar bereitet sind, der den ganzen Ernst der

Nachfolge erfahren und für sie sich frei gemacht hat von den Gütern, den Fesseln der Erde, der zugleich den Mut der Liebe hat, als Bettler unter Bettlern, in das große Dunkel zu gehen!“ Jetzt geht es darum, sich von falschen Heilslehren, vom tumben Materialismus frei zu machen, um als Bettler unter Bettlern zu leben – eben die ganze Schrecklichkeit des Evangeliums ernst zu nehmen und anzunehmen. Ich hatte den Satz „Die Erde ist misshandelt, der Mensch entwürdigt worden, wie noch nie zuvor“ eingangs schon zitiert: es ist Schneiders Mahnung, dass an diesem Nullpunkt der Kultur eben nicht der Weg zum *business as usual* eingeschlagen wird, sondern der dornige Weg zur Umwandlung, zur Verwandlung; so wie Franz von Assisi Jesus nachgelebt hat, sind die Menschen aufgerufen, Franziskus nachzuleben.

Das bedeutet konkret: Sich zu den Ärmsten beugen, die Ärmsten als seinesgleichen zu empfinden, ihre Würde zu achten, es bedeutet, endlich einmal stille zu werden, um die Schöpfung zu hören, eine Melodie zu hören, „die nicht von Menschen ersonnen wurde“ – Schneider spielt sowohl auf die Gesänge der Vögel wie auch auf den Sonnengesang an. Es bedeutet, nach der ganzen Hybris endlich wieder Ehrfurcht zu spüren, ehrfürchtig zu werden, demütig zu sein, nicht hochmütig – das wäre die „neue abendländische Sendung des heiligen Franziskus“. „Er hat Zeit und Welt erfahren wie wir in ihrem Todesernste und ihrer Flüchtigkeit; er hat alles Leid und alle Gnade der Armut getragen; er war von einer Liebe durchglüht, die über Menschen und Tiere bis zum Feuer und Wasser reichte.“ Und so kommt Schneider in einer paradoxen Drehung zum Schluss seines Gedankens: „Was wir heute retten müssen, das ist im Grunde sein Besitz, das Gut des Bettlers, der Christus nachfolgte in Wahrhaftigkeit.“

Würde dieses Gut gerettet und dieser Entschluss gefasst, so wäre „ein neuer Anfang der Einigung des Abendlands gemacht (...)“. Unter dieser Erschütterung „würde das Abendland vielleicht auch wieder zu sprechen beginnen in den großen, ihm heute verlorenen Sprachen des Glaubens, des Denkens, der Kunst, mit denen Gott der Herr einstmals die Völker des Abendlandes zu Verherrlichung seines Namens begnadet hat.“

Eben hatte ich die Logik betont, mit der diese Konstruktion entwickelt worden ist. Aber es ist doch viel mehr als Logik und viel mehr als sprachliche Kunst und Raffinesse, mit der wir es hier zu tun haben. Wenn ich eingangs an Wolfgang Borchert erinnert habe, dann aus einem Grund: Schneider formuliert in seinem Text einen Appell mit einer ungeheuren moralischen Wucht, mit einem enormen moralischen Gewicht. Er postuliert ein Ethos, eine Art von Maximalforderung: man kann sich der Logik nicht entziehen, aber wer wird denn diese „Schrecklichkeit des Evangeliums“ auf sich nehmen?

Diese Frage gehört aber nicht mehr eigentlich zu dieser kleinen literaturhistorischen Aufbereitung. Aber von diesem Punkt aus möchte ich wieder zum gegenwärtigen Papst zurückkommen, der sich ja bewusst in die franziskanische Tradition einreicht und zwar als erster Papst überhaupt. Was natürlich sympathisch ist – aber: der historische Moment, von dem Schneider gesprochen hat, er ist längst vergangen. Oder doch nicht? Ohne hier ein Wort zum Sonntag verfassen zu wollen, möchte ich doch folgenden Zusammenhang entwickeln:

Wir können sagen: das Europa von heute ist trotz Finanzkrise ganz gewiss nicht das „Reich der Armut“, wie Schneider es 1945/46 vor Augen hatte – es ist nicht das Heer

von zerlumpten Bettlern, wie es 1945 in die Kirchen strömte, mit dem wir es heute zu tun haben.

Aber – und an dieser Stelle sei an Hans Freyer und seine *Weltgeschichte Europas* erinnert – Europa ist längst, eben seit 1945 wieder ganz klein geworden, die weltgeschichtliche Bedeutung Europas, wie Hans Freyer sie analysiert hatte, ist dahin. Wir leben in einem Zeitalter der globalen Weltgeschichte, in eben dieses sind wir nach 1945 eingetreten. So ist es Jahr 2013 auch kein deutscher oder italienischer oder polnischer Papst, sondern ein argentinischer Papst, der Franziskus nachlebt. Seine Berufung ist somit ein sehr präziser Ausdruck für den Prozess, demzufolge die Bedeutung Europas nachlässt und die Welt immer größer und größer wird. Wenn wir also den Blick von Europa abwenden und die gesamte Welt in den Blick nehmen, dann könnte man sehr wohl zu der Einschätzung kommen, es handle sich um ein Reich der Armut. Die Statistiken sind bekannt: die zehn ärmsten Länder liegen in Afrika, 1,4 Milliarden Menschen leben von einem Dollar pro Tag, 10 Millionen Kinder sterben im Jahr an Unterernährung, in Managua ernähren sich rund 2000 Kinder von den Müllkippen der Stadt, es ist praktisch unmöglich, herauszufinden, wieviele Menschen heute etwa in Lateinamerika in Slums wohnen. Und wie sieht es aus in Indien, Bangladesch, Pakistan? Man könnte also sehr wohl sagen: die Forderung, die Lehre des Franz von Assisi ernst zu nehmen, stellt sich heute in einem „globalen Reich der Armut“.

So wie Schneider nach dem Krieg mit seinem Text ein Zeichen setzte, um den Kern dessen herauszuarbeiten, was für ihn Abendland bedeutete, so hat auch der aktuelle Papst mit seiner Namenswahl ein Zeichen gesetzt. Und es ist doch nicht ohne Bedeutung, dass der erste „globale Papst“, wenn ich so sagen darf, ausgerechnet jenen Namen zu seinem Programm gemacht hat, den Reinhold Schneider nach dem Blick in den totalen Abgrund zum Inbegriff des Abendlands erklärt hat. Somit wäre sogar der Beweis erbracht, dass die abendländische Geschichte, ja die abendländische Tradition auch im Rahmen einer aus den Fugen geratenen, globalisierten Welt noch andauert. Der Papst folgt seiner abendländischen Sendung.

St. Franziskus und das Abendland. In: Reinhold Schneider: *Schwert und Friede. Essays.* Frankfurt/M., Suhrkamp 1988, S. 446-454.

*Überarbeitete Fassung eines an der Universität Hamburg gehaltenen Vortrags vom 15. Mai 2013. Copyright by Michael Rieger.*